

Was bleibt, wenn das Bild zerbricht

Eine Erkundung des Nichtwissens

Einatmen

Mittagszeit. Neuseeland, Norden der Südinsel, etwas außerhalb von Nelson. Ich sitze unter einem Sonnensegel vor meiner kleinen Hütte und schreibe diesen Text. Die Luft riecht nach warmem Holz, trockenem Gras und Schafen. Es riecht nicht nach Meer, obwohl dieses irgendwo hinter den Hügeln liegt. Ich schaue auf den glitzernden Fluss, der träge vor meiner Hütte durch das Tal fließt. Das Wasser ist kalt und klar und ich schwimme täglich darin. Seit drei Tagen habe ich keinen anderen Menschen mehr gesehen, das verträumte kleine Tal scheint nur mir zu gehören.

Seit acht Wochen reise ich allein. Irgendwann in den letzten Wochen hat sich etwas gesetzt, so still, so unvermittelt, dass ich es erst im Nachhinein bemerkt habe. Ein Sturm, der aufgehört hat. Eine Stille, die sich von Einsamkeit unterscheidet wie stilles Wasser von stehendem. Ich habe aufgehört, mich zu fragen, ob ich mir etwas entgehe. Ich habe aufgehört, mich mit anderen Reisenden zu vergleichen. Das Alleinreisen, das mir lange wie eine Fortsetzung der Geschichte der traurigen, einsamen Teenagerin wirkte, die ich einmal war, hat sich plötzlich gewandelt. Ohne Ankündigung, begann ich mich wohlfühlen. Kraftvoll. Stark. Ich bin allein. Aber nicht einsam.

Dieses Land in seiner endlosen, atemberaubenden Schönheit, das jeden Tag mit neuen Ausblicken überrascht. Einer schöner als der nächste. Meine einzige Aufgabe hier ist, zu staunen, zu genießen, zu erkunden. Ist das erledigt, ist das Tagewerk getan.

Beim meinen ausgedehnten Joggingrunden durch die dichten Wälder Neuseelands – Wälder, von denen ich überzeugt bin, dass so die Welt aussah, bevor Menschen sie sich zu eigen machten – ist meinem Körper etwas passiert, das er schon lange nicht mehr getan hatte: Er war einfach da. Kein Ziel außer dem nächsten Schritt. Kein Gedanke außer dem Atem. Wurzeln unter den Sohlen, Licht in Streifen durch die Baumkronen, der Geruch von Erde und Ferne. Dieser Körper, der mir so oft Anlass zur Sorge gegeben hatte: er lief, er trug, er atmete.

Ich bin Ärztin. Ich bin es gewohnt, zu wissen und zu funktionieren. Menschen erzählen mir von ihren Problemen und ich versuche sie zu lösen. Ich ordne

Symptome ein, übersetze sie in Diagnosen, Diagnosen in Therapien, Unsicherheit in Wahrscheinlichkeiten. Das ist mein Beruf, und ich liebe ihn dafür, denn kein Tag gleicht dem anderen. Wenn man morgens aufsteht, weiß man nie, was einen erwarten wird. Die Tage vibrieren vor Adrenalin, vor dem Gefühl, gebraucht zu werden, vor dem Rausch des Handelns. Man hat kaum Zeit, sich zu fragen, wer man ist, wenn man gerade nicht handelt. Und muss es auch nicht. Ärztin zu sein ist eine vollständige Antwort auf fast alle Fragen, die das Leben stellt. Es ist meine gesamte Daseinsberechtigung. Mein Warum.

Doch was bleibt von dieser Antwort, wenn der Körper aufhört mitzuspielen? Wenn ich nicht mehr Ärztin bin, sondern plötzlich Patientin? Wer bin ich dann? Was ist dann die Daseinslegitimation?

Diese Fragen stellten sich mir nicht theoretisch. Sie stellten sich an einem gewöhnlichen Mittwoch, an einem Waschbecken.

Anhalten

Ein Mittwoch vor anderthalb Jahren. Die Arbeit lief, der Tag war dicht, die Stimmung gut. Zwischen zwei Patienten wusch ich mir die Hände. Ich stand über das Waschbecken gebeugt, den Kopf leicht überstreckt, und blickte hoch in den Spiegel. Und da, rechts vorne neben meinem Kehlkopf, etwas, das nicht dahin gehörte. Keine Murmel, nicht dramatisch hervorstehend. Flächiger. Eine Veränderung der Kontur, so subtil, dass man sie übersehen konnte, wenn man nicht wirklich schaute. Ich schaute. Und wusste sofort.

Ich rief eine Kollegin an. Ruhige Stimme, beiläufiger Ton: ob sie nach der Arbeit mal die Schilddrüse schallen könnte. Nichts Eiliges. Sie dachte sich nichts Dramatisches und stimmte fröhlich zu.

Wir trafen uns in der kleinen dunklen Kammer mit dem summenden Gerät und dem pixeligen schwarz-weiß Bildschirm. Ich kannte den Raum gut, wie oft hatte ich in den letzten fünf Jahren Patientinnen und Patienten dorthin geführt, beruhigend geredet, erklärt, begleitet. Nun lag ich selbst auf der Trage. Der Schallkopf glitt über meinen Hals. Auf dem Bildschirm zeigte es sich: unscharf begrenzt, Mikrokalk, zwei veränderte Lymphknoten direkt anliegend. Wir riefen einen unserer Oberärzte an. Der Ton betont unaufgeregt, wir alle weiterhin im professionellen Modus. Obwohl es bereits lange nach Feierabend war, war er noch im Haus. Natürlich. Willkommen an der Uniklinik. Er nahm den Schallkopf in die Hand, fuhr einmal über meinen Hals, legte ihn direkt wieder ab.

„Das müssen sich die Experten anschauen“, brummte er. „Schönen Gruß an die Nuklearmediziner“.

Mehr sagte er nicht. Was ich nicht wusste: Er rief noch an diesem Abend, den bekanntesten Schilddrüsenchirurgen der Stadt an und erzählte ihm von mir, bat ihn nach einem Termin für mich zu schauen. Er bahnte schon zu diesem Zeitpunkt den Weg, von dem ich noch nicht wusste, dass er auf mich zukommen würde.

Es folgten Tage in einer Art Zwischenwelt. Es folgte die Vorstellung bei einer sehr netten, munter plaudernden Nuklearmedizinerin, die ich bereits aus dem Studium kannte. Sie wird sich nicht erinnern, doch vor einigen Jahren saßen wir bereits über einem Ultraschall meiner Schilddrüse, als sie mich unterrichtete. Damals noch unauffällig. Nun zogen sich ihre Augenbrauen besorgt zusammen, als sie auf den Bildschirm des Ultraschallgeräts schaute. Sie war die erste, die das Wort Krebs in den Mund nahm. In Windeseile organisierte sie alle notwendigen Untersuchungen und sprach mir Mut zu.

Um die Diagnose zu sichern, wurde eine Gewebeprobe benötigt. Ich kannte die Prozedur, erlebte sie aber nun aus einer gänzlich neuen Perspektive. Einer meiner eigenen Oberärzte führte eine Stanzbiopsie durch. An einem Freitagnachmittag, wieder lange nach Feierabend. Tagsüber war einfach keine Zeit gewesen. Zwei Kolleginnen hielten mir die Hände, gaben Expertenkommentare über die Schulter des Kollegen hinweg ab und sorgten für eine gelöste Stimmung. Ich war ihnen endlos dankbar dafür.

Es würde einige Tage dauern, bis das Ergebnis vorliegen würde. Ich rief meinen Partner an, er holte mich ab. Stumm gingen wir nach Hause. Ich rief meine Mutter an und erzählte ihr von dem im Raum stehenden Verdacht. Sie sagte, was ich in den letzten Tagen so oft von Freunden gehört hatte. „Es wird schon nichts sein“. Doch ich wusste es besser.

Trotzdem wollte ich arbeiten gehen. Falls doch nichts wäre, wäre es doch peinlich zuzugeben, dass ich es mir nicht gelungen war, die Angst zu kontrollieren und weiter zu funktionieren. Eine Kollegin rief mich an und redete mir so lange ins Gewissen, bis ich mich krankschreiben ließ. Sie war es auch, die mich drei Tage später anrief, um mir das Ergebnis der Stanzbiopsie mitzuteilen. Papilläres Schilddrüsenkarzinom. Krebs. Ich bin mir sicher, dass es für sie noch schlimmer war, mir die Diagnose mitzuteilen, sie laut auszusprechen, als für mich sie still entgegenzunehmen.

Ich atmete fast auf. Von den möglichen Worst Case Szenarien, die mir die letzten Tage pausenlos durch den Kopf gegangen waren, war das mit Abstand das beste. 10-Jahres-Überlebensrate 95%. Diese Zahl wurde mein Anker, mein Rettungsring, den ich festhielt, wenn die Angst drohte, mich wegzuspülen. Es wurde mein Mantra. Die Antwort auf alle Unannehmlichkeiten, die folgen sollte.

Ja, ich habe Schmerzen. Ja, in meinem Körper herrscht Hormonchaos. Ja, ich kann mich kaum bewegen. Ja, meine Stimmung ist nicht gut. Ja, ich war noch nie so krank. Ja, ich weiß nicht, wann ich wieder gesund werde. Aber ich werde nicht daran sterben. Das nicht.

Das änderte nichts daran, dass das Bild, das ich von meinem Leben hatte, von einem Tag auf den anderen nicht mehr stimmte. Plötzlich bestand meine Realität aus Arztterminen, Wartezimmern, Überweisungen, einem eilig organisierten MRT, vielen Blutentnahmen, Dokumenten, die ich lesen, ausfüllen und unterschreiben sollten. Meine Freunde berieten mich zu wartezimmerkonformen Hobbies und wir landeten bei Stricken. Also strickte ich Socken, während ich in unterschiedlichsten Praxen und Kliniken meinem neuen Leben nachging. Während ich akzeptierte, dass mir die Kontrolle entglitten war. Dass es nichts gab, was ich tun konnte, um meine Situation zu ändern.

Kurz kam mir der Gedanke, ob ich mich nach Mexiko absetzen sollte. Einfach um mich dieser Realität nicht stellen zu müssen.

Die Operation dauerte Stunden. Doppelt so lange wie angesetzt. Meine Schilddrüse leistete wohl Widerstand und der Chirurg hatte Mühe, den Nerven zu schonen, der für die Stimmlippenbeweglichkeit zuständig ist. Es gelang ihm. Insgesamt war seine Arbeit hervorragend. Er konnte den Tumor restlos entfernen, ebenso 19 Lymphknotenmetastasen. Die Anzahl der Metastasen riss mir den Boden unter den Füßen weg. Wie konnte der Krebs sich in meinen Körper so ausbreiten ohne, dass ich es bemerkt hatte?

Hatte ich es nicht bemerkt? Rückblickend musste ich zugeben, dass ich bereits seit einem Jahr müde war. Ungewöhnlich müde. So müde, dass ich auch nach einer erholsamen Nacht morgens nur schwer aus dem Bett kam. So müde, dass ich meine Freizeitaktivitäten fast vollständig eingestellt hatte, weil ich mich nach der Arbeit oft nicht mehr aufraffen konnte. So müde, dass ich keinen Sport mehr trieb, weil mich meine Leistung ohnehin nur enttäuschen würde.

Doch ich war Assistenzärztin an einer großen Universitätsklinik. Ich arbeitete nachts, an Wochenenden, an Feiertagen. Überstunden waren an der Tagesordnung. Wenn ich nicht arbeitete, galt es Vorträge vorzubereiten, Paper zu lesen und meine Doktorarbeit wollte auch fertig geschrieben werden. Wenn ich mit Kolleg:innen darüber sprach, stimmten sie mir eifrig zu. Wir waren alle müde. So redete ich mir ein, dass die Schwere in meinen Gliedern normal war. Ab dreißig geht es bergab, sagt man. Manchmal fragte ich mich, wie ich mich wohl mit sechzig fühlen würde, wenn dreißig mich bereits so bleiern zu Boden zog.

Nach der Operation und einer anschließenden Radiojodtherapie, folgte der härteste Teil. Wieder im Leben ankommen. Doch ich war motiviert. Ich wollte wieder arbeiten. Wieder Ärztin sein. Wieder eine Daseinsberechtigung haben. Nicht mehr bemitleidet werden. Nicht mehr versorgt werden müssen.

Mein Reha-Antrag wurde bewilligt und mit dem Intensivprogramm an Bewegungseinheiten und Physiotherapie gelang es mir innerhalb kürzester Zeit ein akzeptables Fitnesslevel zu erreichen. Nicht gut, aber gut genug, um zu arbeiten.

Und so stand ich, dreieinhalb Monate nach dem Moment am Waschbecken, wieder im weißen Kittel auf der Station. Es dauerte einen Moment, bis ich mich dem Alltag wieder ganz gewachsen fühlte, doch ich war wieder da. Ich war wieder Ärztin.

Doch das Bild war ein Trugschluss. Ein Spiegel in die Vergangenheit, doch zu blass für die Gegenwart. Denn dahinter, im Dunkeln, lauerte die Frage, der ich nicht begegnen wollte: Wer war ich, wenn ich keine Ärztin sein konnte? Hinter dieser Frage tat sich ein Abgrund auf, dessen Tiefe ich lieber nicht auslotete. Und auch nicht musste. Ich war ja wieder gesund.

Doch was nach der Diagnose geschah, war seltsamer als die Diagnose selbst. Der Krebs war weg, der Körper erholte sich, die Schilddrüsenhormone kamen in Tablettenform und trotzdem war etwas anders. Ich konnte es nicht benennen. Ich spürte nur, dass das Bild, nach dem ich mein Leben gelebt hatte, nicht mehr stimmte. Es hing schief und ließ sich trotz verzweifelter Versuche nicht begradigen.

Mein Körper hat sich verändert. Ich spüre die Narbenplatte unter der Haut, wenn ich meinen Hals berühre. Ich merke beim Schlucken, dass sich mehr bewegt als früher, mehr Gewebe, das jetzt anders liegt. Eine wulstig verheilte Narbe läuft quer über meinen Hals. Es sind kleine Einschränkungen, die ich ohne Bedauern in Kauf nehme.

Rechts unter dem Schlüsselbein habe ich mir eine bunte Schildkröte tätowieren lassen. Ich wollte das Organ, das ich verloren habe, ehren. Sichtbar machen, dass mein Körper nicht mehr vollständig ist. Einen Abschluss finden.

Doch ich konnte nicht abschließen. Der Alltag fühlte sich zu eng an, wie festgeschnürt. Es war alles wie früher. Ich ging meinem Beruf nach, liebte meinen Partner, kümmerte mich um unsere Haustiere, trieb wieder Sport, traf Freunde, ging meinen Hobbies nach. Ich hatte mein Leben wieder, war wieder auf Erfolgskurs. Aber es fühlte sich nicht genug an. Es fühlte sich nicht mehr bedeutungsvoll an.

Ich kündigte meinen Job, packte einen Rucksack und flog nach Neuseeland.

Ausatmen

Ich sitze immer noch unter dem Sonnensegel. Weiße Wölkchen ziehen über das Tal, langsam, als hätten sie alle Zeit der Welt. Gleich ist es Zeit für die tägliche Abkühlung im Fluss.

In einem Monat fliege ich zurück. Mein Partner erwartet mich, mein Hund, meine Katzen, ein Zuhause, das ich liebe. Und dahinter, noch nicht sichtbar, aber spürbar wie ein Wetterwechsel: die Frage, was jetzt kommt. Ob es wieder eine Klinik sein wird, ob ein anderer Weg sich findet, ob dieser Beruf – den ich

wirklich liebe, der nie aufgehört hat mich zu faszinieren – in einer Form gelebt werden kann, die sich nicht wie ein zu enger Anzug anfühlt.

Ich weiß es nicht.

Früher wäre das ein unerträglicher Satz gewesen. Einer, den ich sofort hätte auflösen, übersetzen, in Handlung verwandeln müssen. Ärztin zu sein heißt: Unsicherheit bändigen, Chaos in Ordnung überführen, das Offene schließen. Das ist gut und notwendig, und ich möchte es nicht verlernen.

Aber ich habe in den letzten Wochen etwas anderes gelernt. Dass das Nichtwissen kein Versagen ist. Das ist eine Fähigkeit, die wir uns meistens nicht leisten. Das Leben ist zu laut dafür, zu voll, zu gut ausgestattet mit Erklärungen. Wir haben Worte für alles, Narrative für jeden Schmerz, Systeme, die uns sagen, was etwas bedeutet, bevor wir es selbst gespürt haben. Die Interpretationen sitzen bereit, noch bevor die Erfahrung sich gesetzt hat. Und so legt sich zwischen uns und das, was wirklich geschieht, eine Schicht aus geronnenen Überzeugungen, wie unser Leben zu sein hat. Wer wir zu sein haben.

Dieses Bild war meine Stärke. Ärztin, Macherin. Die, die ihre Ziele erreicht, Die immer einen Plan hat. Die immer weiß, was zu tun ist. Es half mir, morgens aufzustehen, Verantwortung zu tragen, in schwierigen Momenten klar zu bleiben. Aber es stand zwischen mir und einer neuen Wahrheit, die in dem Moment am Waschbecken begann. Als mir die Kontrolle über dieses Bild entglitt und eine raue Wirklichkeit durch die Lücke trat.

Was folgte war nicht nur eine Krankengeschichte. Es war der langsame Abbau eines Gerüsts, das ich für das Haus selbst gehalten hatte. Das, was übrig blieb war nicht die Leere, die ich gefürchtet habe. Der Sturz in die Tiefe des Nichts, wenn ich nicht weiß, warum ich existiere. Es war eher ein Aufatmen. Platz. Freiheit. Raum. Stille.

Ich hatte mich so sehr vor dieser Frage gefürchtet: wer ich bin, wenn ich nicht funktioniere. Wer ich bin, wenn niemand etwas von mir braucht. Wer bin ich, wenn ich keine Probleme löse.

Ich habe keine Antwort auf diese Frage gefunden. Aber ich habe gelernt, sie auszuhalten. Es ist für mich eine neue Art des Wissens. Bisher bedeutete Wissen für mich Kategorisieren, Einordnen, Benennen, Handeln. Wissen war ein Werkzeug: scharf, verlässlich, auf Antworten ausgerichtet. Was ich hier gelernt habe, ist etwas anderes. Kein Wissen, das schließt. Sondern eines, das öffnet. Das die Frage nicht auflöst, sondern in ihr wohnt. Das aushält, was sich nicht benennen lässt, und darüber eine eigene Form von Klarheit bereithält.

Ich bin Ärztin. Ich werde es bleiben. Mit dem Wissen, was dieser Beruf verlangt, mit der Handlungsfähigkeit, die er braucht, mit der Entschlossenheit, Unsicherheit in Klarheit zu überführen. Aber ich werde auch versuchen, die

andere Fähigkeit zu üben. Die, die kein Name braucht und kein Studium: einfach hinzuschauen. Bevor das Einordnen beginnt. Bevor die Erklärungen kommen. In dem kurzen, kostbaren Moment, in dem die Dinge noch sind, was sie sind.

Ich habe gelernt, dass das Bild, das ich von meinem Leben hatte, nie das Leben selbst war. Es war meine Interpretation davon, ein Gerüst, das mir half, mich darin zu bewegen. Und dass das Bild zerbrechen kann, ohne dass das Leben zerbricht. Dass es befreiend sein kann, das Gerüst abzubauen und zu schauen, was sich rechts und links davon befindet.

Die Schildkröte unter meinem Schlüsselbein bedeutet in einigen Kulturen Heimkehr. Schildkröten kehren zurück an den Strand, an dem sie geboren sind. Ich werde heimkehren. Aber ich werde heimkehren ohne das alte Bild. Und das ist das Einzige, was ich mit Sicherheit weiß.

Das Bild ist weg. Die Welt ist noch da.

Ich schaue hin.